

chen verfolgte und in eine schlüpfrige Nebengasse geraten und ausgerutscht war. Marcello hatte sie aus dem Wasser gezogen und sie samt Hündchen in seine Wohnung verfrachtet. Dort hatte sie ihre Kleider getrocknet und er ihre Schürfwunden versorgt. Sie verliebten sich ineinander und trafen sich weiter heimlich.

»Du bist verrückt«, hatte ich ihm gesagt. »Der Doge bringt dich um, wenn er das erfährt.«

»Sie liebt mich, wir werden gemeinsam fliehen«, antwortete Marcello keck. Allzu ernst hatte ich das nicht genommen.

Sie ist schwanger von meinem Bruder, und der Doge ist dahintergekommen! Vergewaltigt? Unmöglich. Nicht mein Bruder! Das hat er nie und nimmer getan!

Ein anonymer Hinweis in einem der Briefkästen mit Schlitz in Form eines Löwenmauls, den Bocce di Leone, für die allgegenwärtigen Denunzianten hatte vermutlich eine Rolle gespielt. Niemand war vor ihnen sicher in dieser Stadt. »Lügt der Briefschreiber, frisst der Löwe seine Finger, schreibt er die Wahrheit, geht der Brief zum Dogen«, flüsterte der Volksmund.

Ich muss ihn retten!

Meine Gedanken rasten, ich hörte nicht mehr, was meine Maurer, Steinmetze und Zimmerleute schwatzten. Ich war nüchtern von einem Moment zum anderen. Abwesend und wie im Nebel wartete ich darauf, dass der Capo aufbrach. Er stand auf, ich wollte ihm schon folgen, aber er schwankte nur zur Latrine und kehrte zurück zu seinen lärmenden Agenti.

Eine lange Weile später, in der ich kaum gesprochen, etwas getrunken oder gegessen hatte, stemmte er sich end-

gültig hoch und torkelte zum Ausgang. Die Handwerker störte mein hingemurmelter unvermittelter Abschied nicht, sie waren mit sich und ihrem Wein beschäftigt genug. Ich staunte jeden Morgen, wie sie es schafften, sich nicht auf die Finger zu schlagen oder vom Gerüst zu fallen.

Ich folgte dem Anführer der Agenti bis um die Ecke und fasste ihm von hinten an die Schulter. Blitzschnell, wie ich es ihm nach der Menge genossenen Weins nicht zuge-
traut hatte, schnellte er herum und hielt mir den Degen vor die Brust. Wir waren gleich groß.

»Was willst du?«, lallte er.

Ich öffnete meine Arme und sagte: »Ich bin nicht bewaffnet. Ich ... ich will ein Geschäft vorschlagen.«

Er ließ die Hand sinken. »Ein Geschäft?«

Ich nickte. In der Zeit des Wartens hatte ich mir den Kopf zerbrochen, ab welcher Summe der Capo mitspielen würde. Gut bezahlt wurden die Agenti nicht, hörte man.

»50 Dukaten, wenn der Verurteilte morgen Nacht nicht gefesselt in den Kanal geworfen wird.«

Der Capo lehnte sich an die Wand, durch ein Fenster fiel spärliches Licht. Er hob die Hand mit dem Degen. Seine Stimme klang unerwartet klar.

»Komm her, Bürschchen, zeig dich. Wer bist du?«

»Der Bruder des Verurteilten«, stammelte ich.

»Hmm, ich verliere eine Hand, nein – den Kopf, wenn das rauskommt. 100 Dukaten!«

Mein halber Jahresverdienst! Das überstieg meine Möglichkeiten völlig. Aber ich nickte kurz entschlossen und presste ein Ja heraus.

»Gut«, sagte er, »Canale dei Maranni. Du weißt, wo das ist?«

Ich nickte erneut. Den Ort, an dem von den Inquisitoren Verurteilte heimlich ertränkt wurden, kannte jeder Venezianer und mied ihn möglichst.

»Wir sehen uns morgen um Mitternacht«, sagte der Capo, lallte wieder und wankte davon.



Massimo Ducatini hatte seine zweite Amtszeit als Camerario comunis, Kämmerer des Senats, vor drei Monaten angetreten. Seinen Aufgabenbereich, die Finanzen und die Aufsicht über die öffentlichen Bauten, hatte er schnell durchdrungen. Als Seitenspross der Datinis, die die ersten venezianischen Banken im Ausland eröffnet hatten, hatte er Erfahrung in London und Paris sammeln dürfen und sprach Englisch und Französisch. Das erleichterte internationale Geldgeschäfte für die Republik. Doge Agostino Poggione und – wichtiger – der Rat der Zehn und der Senat waren mit ihm so zufrieden, dass die unübliche Wiederwahl zum Kämmerer Venedigs reibungslos und ohne Aufsehen über die Bühne ging.

Poggione hatte ihn zu sich gerufen. In sein Arbeitszimmer, die Sala Erizzo im Dogenpalast. Zu später Stunde und allein! Die Republik Venedig kontrollierte ihren Dogen überall und zu jeder Zeit. Ein Gespräch mit ihm unter vier Augen hatte deshalb etwas Ungewöhnliches. Doch in der Sala Erizzo konnte man wenigstens sicher sein, dass nicht – wie so häufig in Venedig – im Nebenzimmer ein bezahlter Spion oder bestochener Bediensteter mithörte, manchmal durch ein eigens dafür gebohrtes Loch in der Wand. Poggione war alt, 71. Trotz der angehäuften

Lebensjahre zeichnete er sich durch energische Aktivität aus, wenn es um Festivitäten ging. Die nicht lange zurückliegende Hochzeit seiner älteren Tochter beschäftigte die Wirte der Stadt über Monate. Die Maurer bauten einen Triumphbogen vor der Hochzeitskirche wie nie zuvor gesehen. Die Maurerzunft lag in der Zuständigkeit von Ducatini, sodass die Kosten für den Dogen im Rahmen blieben, was er dem Camerario dankte. Ansonsten sagte man Poggione nach, unter dem Pantoffel seiner Gemahlin, der Dogaressa Angelina, zu stehen.

Er will sicher wieder Geld für ein großes Vergnügen, dachte Ducatini, als er sich von der Porta della Carta, dem Eingang des Palazzo Ducale, des Dogenpalasts, von der Wache bis zum Arbeitszimmer Poggiones führen ließ. Für Ducatini war es das zweite Mal um diese Zeit. Der Soldat trug eine Uniform aus feinem Stoff, feiner und dadurch teurer, als Ducatini es für nötig hielt.

Verschwendung. Da muss ich nachhaken.

Der Soldat blieb stehen und wartete auf die persönliche Wache des Dogen neben einer Statue des Adonis, die Ducatini zuvor nicht gesehen hatte.

Hoffentlich ein Geschenk und nicht aus der Kasse der Republik.

Er verglich sich insgeheim mit der Skulptur. Schlank war er, aber ein so fein geschnittenes Gesicht wie das des Traumbilds eines Jünglings hatte Ducatini nicht mehr zu bieten. Immerhin gefielen den Damen seine dunklen Augen und hochstehenden Wangenknochen. »Du blickst wie eine zahme Raubkatze«, hatte eine einmal zu ihm gesagt. Das »zahme« hatte er ihr später ausgetrieben. Die Wache unterbrach seine Gedanken und öffnete die

mit schwarzem Leder bespannte Tür. Der Soldat hatte geklopft, Zustimmung von innen abgewartet und hielt jetzt die Tür auf. Ducatini trat mit einer Verbeugung ein. Die tannengrünen Wandbehänge und massiven Deckenbalken mit Schnitzereien beeindruckten ihn wie beim ersten Mal. Die blassgrünen Vorhänge vor drei schmalen Fenstern waren bis auf eine Handbreit zugezogen. Der helle Marmorfußboden mit erhabenem doppeltem Rautenmuster reflektierte das Licht zweier Öllampen an der Wand. Poggione empfing ihn breit lächelnd vor seinem Schreibtisch aus dunkel glänzendem Mahagoni sitzend. Hinter sich ein monumentales Gemälde von Tintoretto, das den Camerario Jacopo Soranzo zeigte. Der Doge erklärte niemandem, auch dem jetzigen Amtsinhaber nicht, was ihn mit der Familie Soranzo verband. Ein dünner Mantel aus Seide umhüllte den ausgemergelten Körper Poggiones. Sein Schlafzimmer grenzte an das Arbeitszimmer, und er hatte es sich schon bequem gemacht. »Sei begrüßt, mein lieber Ducatini. Wir möchten ... ach, lassen wir die Förmlichkeiten, wir sind unter uns – ich will mit guten Gedanken einschlafen. Deshalb habe ich dich so spät herbestellt. Ein Glas Wein?« Er griff zu einer dunkelroten Karaffe aus Murano und einem fein geschliffenen Kristallglas, das im Licht von einem Dutzend Kerzen glitzerte, die auf dem Schreibtisch verteilt standen.

Zu viele Kerzen. Er denkt nie an die Brandgefahr ...

»Gern«, antwortete Ducatini. »Was kann ich für Euch tun, Exzellenz?«

»Trink erst einmal.« Der Doge hielt ihm das Glas hin. Beide nahmen einen Schluck.

»Setz dich, Ducatini. Ich habe etwas mit dir zu bespre-